

Finale

O-Ton

«Unsere äusseren Schicksale interessieren die Menschen, die inneren nur den Freund.»

Heinrich von Kleist

Kulturnotizen

Kunst

Museum Oskar Reinhart präsentiert Sammlung neu

Das Winterthurer Museum Oskar Reinhart präsentiert seine Sammlung neu und ergänzt sie mit Werken aus der Sammlung des Kunstmuseums Winterthur. Die neue Hängung der Kunstwerke gehe von den Schwerpunkten der Sammlung aus, der Liotard-Gruppe, der deutschen Romantik um Caspar David Friedrich, Ferdinand Hodler und seinem Umkreis. Die Rolle des Museums Oskar Reinhart als Haus der deutschen und schweizerischen Kunst des 18. und 19. Jahrhunderts werde damit unterstrichen, heisst es in einer Mitteilung. Um die Bilder grosszügiger und repräsentativer zeigen zu können, wurden die Räume farblich neu gestaltet und die alten Zwischenwände entfernt. Am 9. September wird der erste Teil der neu gestalteten Räume eröffnet, am 24. Februar 2017 der zweite. (sda)

Landschaftstheater Ballenberg 22 000 Besucher sahen «Ueli der Pächter»

Mehr als 22 000 Besucher haben in diesem Sommer «Ueli der Pächter» im Landschaftstheater Ballenberg gesehen. Das sind laut einer Pressemitteilung der Veranstalter 1000 mehr als im Vorjahr. 29 Vorstellungen waren ausgebucht, eine Vorstellung musste verschoben und eine Vorstellung wegen eines Gewitters abgebrochen werden. Der Sommer 2016 werde als einer der erfolgreichsten in die 25-jährige Geschichte des Landschaftstheaters Ballenberg eingehen. (klb)

New-York-Stipendium Thierry Gnahoré und Tim Dürig sind die Auserwählten

Der 22-jährige Rap-Musiker Thierry Gnahoré und der 24-jährige Film- und Videoschaffende Tim Dürig werden von Februar bis Juli 2017 das Atelier der Stadt Bern in New York bewohnen. Beide Kulturschaffenden stehen laut Pressemitteilung am Anfang ihrer künstlerischen Karriere, haben sich jedoch bereits profiliert und auch schon gemeinsam Projekte realisiert. Das Stipendium ist mit 15 000 Franken dotiert. Um die beiden Stipendienten bewarben sich 21 Berner Kulturschaffende. (klb)

Aufgetaucht Was heute selbstverständlich ist, wirkte 1938 exotisch: rätoromanische Autorinnen wie die Engadinerin Clementina Gilly. Christa Baumberger und Annetta Ganzoni

Sprachsprünge mit Bergstock

Im Mai 1938 schreibt Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) ein Porträt der Engadiner Dichterin Clementina Gilly (1858-1942). Wie mag die Begegnung verlaufen sein? Sie sind beide Kulturvermittlerinnen: Weitgereist und weltläufig die Deutschschweizer Autorin und Journalistin, traditionsverbunden die in Italien aufgewachsene rätoromanische Dichterin und Übersetzerin. Die «Zürcher Illustrierte» nimmt den 80. Geburtstag von Gilly zum Anlass, den deutsch- und französischsprachigen Lesern die unbekanntere romanische Autorin vorzustellen. Die medialen Schweinwerfer sind 1938 sowieso schon auf Graubünden gerichtet. Nur drei Monate zuvor, am 20. Februar 1938, hatten die Schweizer Stimmbürger das



Aufgetaucht Fundstücke aus dem Schweizerischen Literaturarchiv

www.aufgetaucht.derbund.ch

Rätoromanische zur vierten Landessprache erklärt. Mit einem überragenden Ja-Anteil von rund 92 Prozent. Bundesrat Philipp Etter hatte sich mit Herzblut für die Minderheitssprache eingesetzt, und vom Dichter Peider Lansel stammt der Leitsatz: «Weder Italiener noch Deutsche! Rätoromanen wollen wir bleiben!» Die Abstimmung war einer der Höhepunkte der geistigen Landesverteidigung. Und sie bedeutete einen gewaltigen Schub für die lange Zeit wenig geachtete Sprache. Auch Schwarzenbachs Artikel verrät den Blickwinkel der Aussenstehenden. Trotz zahlreicher Aufenthalte in Sils ist ihr die rätoromanische Kultur völlig fremd. So beschränkt sie sich auf eine eher gering-schätzige Homestory über die «Giunfra (Jungfer) Clementina»: ein Blick ins Familienalbum, ein paar Sätze zu Gillys Herkunft und sozialer Stellung und eine knappe Würdigung ihrer Verdienste als Übersetzerin und Autorin.

Worin bestehen Gillys Verdienste aus heutiger Sicht? Sie gehört zur ersten Generation rätoromanischer Belletristik-Autorinnen. Anders als etwa Silvia Andrea (1840-1935), die strikt zwischen Sprechsprache (Rätoromanisch) und Literatursprache (Deutsch) trennt, schreibt Gilly Rätoromanisch. 1926 erscheint ihr Gedichtband «Fruonzla» (Reisig). Neben eigenen Gedichten enthält er, wie bei romanischen Büchern dieser Zeit üblich, auch Übersetzungen. Von 1909 bis 1946 erscheinen zahlreiche Prosa- und Theaterübersetzungen von Gilly, darunter Schillers «Wilhelm Tell» und «Sisto e Sesto» von Heinrich Federer sowie Werke von Maria Waser, Jeremias Gotthelf, Theodor Storm und Stefan Zweig. Gilly vermittelt deutsche Literatur an ein romanisches Publikum



Annemarie Schwarzenbachs Artikel «Giunfra Clementina» in der «Zürcher Illustrierten» (27. Mai 1938) mit dem Gedichtband «Fruonzla» und einem Brief von Clementina Gilly an Peider Lansel. Foto: Simon Schmid, Nationalbibliothek

und nuanciert damit das Rätoromanische als Literatursprache. Zudem beteiligt sie sich an der Erarbeitung der «Grammatica ladina» (1915-1924) und

Sigs da lingua – Sprachsprünge – Salti di lingua

Vom 1. bis 3. September findet im Hotel Waldhaus Sils eine Tagung zur Poetik literarischer Mehrsprachigkeit in Graubünden statt. Sie wird von Christa Baumberger und Annetta Ganzoni (SLA) in Kooperation mit dem Institut für Kulturforschung Graubünden organisiert. Themen sind die Ästhetik mehrsprachiger Texte, das Schreiben in mehreren Sprachen und die literarische Übersetzung. Weitere Informationen: www.nb.admin.ch/sla

der Wörterbücher von Anton Velleman (1929) und Reto R. Bezzola (1944). Viele ihrer Publikationen zeichnet sie mit dem Pseudonym Clio.

Wie Schwarzenbach in ihrem Artikel anmerkt, bleibt Gillys Wirken dem romanischen Publikum vorbehalten. Denn erst ab 1945 wird die literarische Übersetzung aus dem Rätoromanischen dank Bundesinstitutionen wie Pro Helvetia und dem Schweizerischen Filletondienst gefördert. Wie in anderen Kulturen sehnt die in den 1920er-Jahren geborene Generation eine Öffnung herbei: So publizieren etwa Andri Peer und Cla Biert ihre Erzählungen ab 1945 im «Schweizer

Spiegel» und im «Beobachter», Andri Peer wird zum literarischen Übersetzer und Vermittler aus dem rätoromanischen, italienischen und französischen Kulturraum. Den Mut dazu verdankt er wohl dem Nobelpreisträger von 1948: T. S. Eliot war der Überzeugung, dass auch Kleinkulturen sich zur gegenseitigen Bereicherung am allgemeinen Kulturdiskurs beteiligen müssen.

Das Schweizerische Literaturarchiv präsentiert einmal im Monat Trouvaillen aus seinen Beständen. Eine Kabinett-ausstellung im Schweizerischen Literaturarchiv vom 8. bis 24.9. ist der Poetik literarischer Mehrsprachigkeit gewidmet.

Die Wahrheit über

Fit ohne Fun

Ich gebe es zu: Ich bin eine von denen, die sich dieses Jahr bei den Olympischen Spielen in Rio mehr für die Farbe des Schwimmbeckens interessiert haben als dafür, wer darin überhaupt hin und her schwimmen musste. Und wer hat eigentlich was gewonnen? Die Sprecherin des Landessportbundes Berlin, Angela Bau-feld, bestätigte unlängst einen Trend, der wohl auch für die Schweiz gilt: «Wenn Deutsche bei Olympia gewinnen, folgt ein messbarer Run auf die jeweiligen Vereine.» Ich renne nicht, ich sitze.

Ein Freund fragte mich kürzlich: «Wenn du müsstest, welche olympische Disziplin würdest du betreiben? Kanufahren? Synchronschwimmen? Moderner Fünfkampf?» Eine Frage wie ein Kugelstoss. Denn ich bin, disziplintechnisch gesehen, ein schwieriger Fall. Da muss man nur mal meine Eltern fragen. Sie versuchten, mir Karate schmackhaft zu ma-

chen: zu viele Jungs, Ballett: zu viele Mädchen, Schwimmen: zu nass, Tennis: zu heiss, Velofahren: zu anstrengend. Dann wenigstens ein bisschen Denksport, dachten sie sich und schenken mir einen Rubik's Cube, diesen Würfel mit den bunten Steinen, die schwieriger zu sortieren sind als die Spielzeugkiste eines Vierjährigen.

Das menschliche Gehirn hat seinen eigenen Kopf. Manchmal schickt es mich ins Wohnzimmer, obwohl ich eigentlich in die Küche wollte. Es erzeugt Hühnerhaut, wenn bei DS DS ein junger Mann im Glitzerhemd eine Schnulze singt, die ich eigentlich gar nicht mag. Und es lässt mich denken, ich sei blöd, wenn ich etwas nicht kann, was Justin Bieber kann. Der kann nämlich so einen Zauberwürfel innerhalb von einer Minute lösen.

Also holte ich vor einigen Wochen meinen alten Zauberwürfel wieder aus der Kiste und setzte mich mit ihm

vor den Fernseher. Doch nach dem «Tatort», den Nachrichten, dem Spielfilm «My One and Only - Auf der Suche nach Mr. Right» und den Gewinnzahlen der Schweizer Fernsehlotterie sah der immer noch gleich aus wie zuvor. Hilfe gabs im Internet. Nachdem ich von einem Video abgelenkt worden war, in dem jemand den Papierflieger des Japaners Takua Toda nachbaut, der 2010 mit 29,2 Sekunden den Rekord im Papierfliegerfliegen aufstellte, landete ich bei «Zauberwürfel lösen für Anfänger - verständlich und mit Bildsprache erklärt». Das tat ein junger Mann mit einer Stimme, die klang, wie ungewürzter Tofu schmeckt.

Nichtsdestotrotz, dank dem sogenannten Hamburger-Move («Wir halten den Würfel jetzt wie einen Hamburger, als ob wir den essen wollen. Njam njam njam.»), dem Telefon-Move («Wir halten jetzt zum ersten Mal die gelbe Seite in der

Hand. Hahaha. Witz verstanden? Wir stellen uns also vor, das wäre eine Telefongastatur. Bei der drei geht jetzt die Action ab.»), dem Auto-Move, dem Space-Invader-Move und dem Fisch-Move habe ich ihn tatsächlich in die richtige Ordnung gebracht. Und ihn wenig später wieder in die Kiste gepackt. Denn irgendetwas ist in meinem Gehirn falsch gelaufen. Ich musste bei seinem Anblick immer daran denken, dass ich jetzt Lust auf Fastfood hätte, ich endlich die Autoprüfung machen sollte, und dass ich vergessen habe, meine Oma zu ihrem Geburtstag anzurufen.

Und was ist mit meiner olympischen Karriere? Nach dem Ausschlussverfahren kommt für mich nur das Schiessen in Frage. Das ist weder nass noch kalt und kommt gänzlich ohne Moves aus. Wobei: Ist das nicht todlangweilig? Wie gesagt, ich bin ein hoffnungsloser Fall. Xymna Engel

Tagestipp Lesung



Die Sinnlosigkeit meiner Tage

Auch in seinem neuen Buch «Die Wolken waren gross und weiss und zogen da oben hin» stattet der in Berlin lebende Berner Schriftsteller Matthias Zschokke seine Helden nicht mit aussergewöhnlichen Fähigkeiten aus. Im Gegenteil: Er setzt sie neben seine Leser, und er sitzt selbst neben seinen misanthropischen Antihelden und schaut ihnen in ihrem scheinbar unspektakulären Alltag mit grossem Staunen zu. Und was er dabei alles entdeckt! (klb)

Buchhandlung Haupt, Falkenplatz 14, Bern, heute, 19 Uhr